

»Wir wollen keine Almosen«

Soll koloniale Raubkunst zurückgegeben werden? Darüber wird in Deutschland gerade hitzig gestritten.

Doch was sagen eigentlich die Afrikaner? Eine Spurensuche in Tansania, einstmals eine deutsche Kolonie **VON WERNER BLOCH**

Flower Manase ist nicht zu bremsen. Sie versteht das alles nicht, sagt die junge Museumsexpertin, die übertriebene Erregung, die Restitutionsdebatte in Europa, die Meinungsschlachten über die richtige Kulturpolitik. Als ginge es um eine epische Auseinandersetzung, Gut gegen Böse – nur nicht wirklich um Afrika.

»Die ganze Debatte, die jetzt über die Rückgabe der afrikanischen Kunstwerke aus Europa tobt, geht doch völlig an uns vorbei. Der Fokus sollte nicht auf den europäischen Museen liegen, sondern auf uns, auf dem, was in Afrika geschieht. Unsere Wünsche und Interessen spielen aber offenbar keine Rolle. Wer hat uns eigentlich gefragt, was wir Afrikaner wollen?«

Flower Manase ist das Gesicht einer neuen, kritischen Generation von Afrikanern. Sie ist jung, bestens ausgebildet und notfalls respektlos. Ihre Laptottasche ist aus verschiedenen afrikanischen Stoffen und Mustern zusammengenäht, ein Designerstück und traditionell zugleich. Sie wurde zu Diskussionsrunden nach Deutschland eingeladen, war auch schon mal in Berlin beschäftigt, als Gastkuratorin. Und sie ist Leiterin der Geschichtsabteilung und der Pädagogik am wohl schönsten Museum Ostafrikas: dem Nationalmuseum von Tansania in Daressalam.

Ein heller, leichter Bau, der von Oscar Niemeyer stammen könnte. Tropische Architektur inmitten von Feigenbäumen und Tamarinden. Das Nationalmuseum liegt in der äußersten Ecke des Botanischen Gartens, der einmal von Deutschen angelegt wurde. Drum herum tobt das Leben, werden Früchte angeboten, und Frauen schöpfen Gemüse aus riesigen Pfannen. Das Museum selbst ist ein Epizentrum des tansanischen Kulturlebens, ein lebendiges Forschungs- und Tagungszentrum. Der ideale Ort für die Museumsleute Ostafrikas, um über die Zukunft ihrer Häuser nachzudenken. Noch nie hat es ein solches Treffen gegeben.

Doch erst mal müssen wir an der Kanone vorbei, die den Haupteingang des Nationalmuseums flankiert. Ein schlankes, elegantes Geschütz, das einst Geschichte schrieb. »Die deutsche Kriegsmarine patrouillierte damit im Ersten Weltkrieg vor den Stränden Deutsch-Ostafrikas«, erzählt ein Mann im weißen Kittel, der gerade dabei ist, das Eisenrohr liebevoll zu polieren. »1916 haben sie damit vor der Küste von Sansibar ein britisches Kriegsschiff versenkt.« Im selben Jahr allerdings ging die Herrschaft der deutschen Kolonialherren mit einer Niederlage zu Ende.

Frank Williams wirkt in seinem Kittel, als wäre er ein Arzt oder als gehörte er zur Putzkolonne.



Foto: Bertrand Rieger/Getty Images

Willkommen in
Daressalam!
Das Nationalmuseum
von Tansania

Doch er arbeitet als Wissenschaftler am Nationalmuseum, und während er noch mit diversen Tüchern hantiert, erzählt er: »Die Deutschen waren sehr brutal. Viele Menschen starben, weil die Kolonialherren keine Verträge mit den afrikanischen Stämmen schlossen, weil sie die Felder verbrannten und Hungersnöte mit Hunderttausenden von Opfern auslösten.«

Diese Grausamkeiten sind in Tansania noch heute präsent, aber nicht als Mahnmal, sondern als große Leerstelle. »Das Wichtigste, was uns die Europäer weggenommen haben, waren keine Objekte. Sie haben das afrikanische Selbstbewusstsein ausgelöscht«, sagt der Journalist und Dozent Charles Kayoka, der kurze Rastalocken trägt und der die Diskussionen im Nationalmuseum moderiert. »Der Kolonialismus hat unser Selbstwertgefühl zerstört. Manche Afrikaner wollten sogar wie die Deutschen sein, anstatt an unsere eigene Kultur zu denken. Jetzt ist es Zeit, die gestohlene Identität zu reparieren.«

Deshalb sind sie ja auch gekommen, rund zwei Dutzend Museumsdirektoren und Kuratoren aus Tansania, Burundi und Ruanda. Sie treffen sich – auf Einladung des deutschen Goethe-Instituts – zu einem sogenannten Museumsgespräch. Ausgang offen. »Wir wollen erst mal zuhören, losgelöst vom Diskurs in Europa, von Streit um das Humboldt Forum und der herrschenden Polemik«, sagt der Leiter des Goethe-Instituts in Daressalam, Frank Werner, ein äußerst zurückgenommener Vermittler.

»Wir wollen wissen, was die Perspektive dieser neuen afrikanischen Generation ist – und welche Antworten sie sucht.« Museen sind ein heikles Thema in Afrika, das wissen alle, die hier am Tisch sitzen. »Es gibt in den meisten afrikanischen Staaten keine Kulturpolitik und schon gar keine Museumspolitik«, sagt eine Frau, die ihren Namen nicht in der Zeitung gedruckt sehen möchte. »Wir machen uns da keine Illusionen. Geld bekommen die Museen so gut wie keines. Und die Regierungen setzen ihre Prioritäten lieber woanders. Entmutigen lassen wir uns aber nicht.«

Könnten da die Impulse aus Europa helfen? Freuen sich die Museumsleute über die Initiative der Franzosen, die auf Anregung des Präsidenten Emmanuel Macron so viele Kulturgüter wie möglich zurück nach Afrika geben wollen?

Nein, Begeisterung sieht anders aus. Fast apathisch reagieren die versammelten Experten, die europäische Debatte scheint sie kaltzulassen. Afrikas Probleme liegen woanders, heißt es. Man misstraut dem französischen Präsidenten. Warum bloß sollte er den Afrikanern Geschenke machen? Ist das nicht eine politische Finte? »Wir wollen keine Almosen, wir haben Rechte«, sagt Flower Manase.

Viele hier bezweifeln auch, dass die Franzosen denn eigentlich wissen, wovon sie sprechen. Stimmt es überhaupt, was in dem großen Bericht steht, der kürzlich im Auftrag der Regierung von Bénédicte Savoy und Felwine Sarr vorgelegt wurde? Die Kunsthistorikerin Savoy kennt Afrika ja nicht gut, sie habe hier nur ein paar Wochen verbracht und lediglich vier Länder bereist. Und der Ökonom Sarr, geboren im Senegal? »Der ist doch eher Philosoph und Literatur«, sagt Assumpta Mugiraneza aus Ruanda, die einzige frankofone Museumsexpertin in der Gruppe. »Von ihm haben wir wenig Konkretes zu erwarten.«

Später: eine Fahrt zum Goethe-Institut, das zu einem afrikanischen Filmabend lädt. Da es sonst kaum solche Veranstaltungsorte gibt, kommt man in Daressalam gern auf die deutsche Einrichtung zurück. Überhaupt spielt Goethe auf dem Kontinent eine erstaunlich große Rolle; so hält das Institut seit einem knappen Jahr eine Serie von Regionalkonferenzen ab, in Accra und Windhoek, in Luanda und Dakar. Die Afrikaner sollen bei den Museumsgesprächen erst mal zu sich selbst kommen. Aber Nachhilfe haben sie nicht nötig, es wird munter und scharf debattiert. Und, anders als in früheren Generationen, durchaus selbstbewusst.

Am Alltagsleben hat sich dadurch allerdings noch wenig geändert. »Wir leben so, als wäre der Kolonialismus immer noch da«, sagt Flower Manase. Die Teilnehmer der Konferenz bemühen sich, optimistisch zu sein, doch wie gewaltig die Probleme sind, sieht man am nächsten Tag bei einer Museumsführung. Die Gebäude des Nationalmuseums stehen weitgehend leer. Große Flächen mit ganzen Abteilungen sind geschlossen, in einer Ecke sieht man eine fünf Meter hohe Giraffe, geschnitten, sonst nichts.

Leben kommt nur ins Museum, weil hier zufällig eine Modenschau stattfindet. Die größte Fashion-Messe Afrikas hat die besten Designer herbeigeholt, schöne junge Männer und Frauen laufen auf der Suche nach der richtigen Klamottengröße herum. Doch die Leere des Museums lässt sich nicht camouflieren. Die historische Abteilung ist winzig, ein paar Fotos hängen dort, ohne Erläuterungen. Es sind Bilder tansanischer Häuptlinge, die sich gegen die Herrschaft der Deutschen wehrten, daraufhin gefangen genommen und brutal ermordet wurden. Auch Julius Nyerere wird gezeigt, die Lichtgestalt, die das Land 1961 in die Unabhängigkeit führte. Ein Schwerpunkt des Museums aber auch der Fuhrpark der ehemaligen Präsidenten (fünfmal Mercedes, einmal BMW).

Ohne die Deutschen wäre das Museum in jedem Fall ein anderes. Als sie hier noch als Kolonialherren herrschten, haben sie viele Kunst- und Kulturstücke außer Landes gebracht. Damit aber nicht genug, auch einige der bedeutendsten Saurierskelette wurden nach Deutschland verschifft. 1909 waren sie in einer Grabungsaktion am Tendaguru-Hügel ausgebuddelt und nach Hamburg verbracht worden – nachdem afrikanische Träger rund 200 Tonnen Material quer durch den Urwald geschleppt hatten.

Auch der vermeintliche Brachiosaurus, mit 13 Meter Länge das weltgrößte aufgestellte Dinosauruskelett, gelangte so nach Berlin. Es ist seit 1937 das wichtigste Exponat des dortigen Naturkundemuseums. Ein koloniales Beutesstück, das heute in Tansania schmerhaft vermisst wird.

Würde das Skelett zurückkehren, wäre das Museum in Daressalam seine Geld- und Besuchersorgen wohl mit einem Schlag los. Zumindest, das fordern die tansanischen Experten einhellig, sollten die Deutschen eine Entschädigung zahlen oder etwas von ihren Eintrittsgeldern abgeben. Und natürlich sollten manche der urzeitlichen Relikte zurückgegeben werden.

Doch wäre das Nationalmuseum überhaupt in der Lage, die Skelette fachgerecht aufzubewahren und zu präsentieren? Ein eher verlegener Blick, da macht man sich in Daressalam keine Illusionen. »Wir haben die technischen Voraussetzungen nicht. Wir werden Jahre dafür brauchen.« Bis dahin hängt im Museum eine vorzeitliche Wandmalerei.

Wie also weiter? Gibt es einen Ausweg aus der Misere? Die ruandische Kuratorin Assumpta Mugiraneza findet, die europäischen Museen sollten die Artefakte aus kolonialen Zeiten umwidmen. Künftig, sagt sie, müssten die Dinge als afrikanisches Eigentum gelten – ohne allerdings zwingend nach Afrika verbracht zu werden. »Es sind unsere Objekte – egal wo.«

»Auf die Rückgabe kommt es gar nicht so sehr an«, sagt auch Flower Manase. Ihr geht es um Dialog und darum, die Geschichte umzuschreiben. »Wir wollen nicht nur Objekte von den Deutschen. Wir wollen mit ihnen die Vergangenheit erforschen und gemeinsam neu erzählen.« Mit diesem Vorschlag ist man in Afrika weiter als viele in Europa.

»Fuck museums!«, ruft ein Teilnehmer der Konferenz von Daressalam und springt auf. »Das Museum in Afrika ist ein Produkt des Kolonialismus!« Schon der Begriff sei kontaminiert. Er entstamme einem europäischen Bildungskonzept des 17. Jahrhunderts. »Was soll mit dieses Gepräge bringen?« Gibt es nicht andere, eigene Formen der Wissensvermittlung?

Gerade geht ein Forschungsprojekt namens »Vinyago – Indigenous Voices« der Bedeutung tansanischer Masken nach – mit Film, Kunst, Tanz und Theorie. Und es gibt dafür bereits einen Ort. Wir fahren hinaus nach Nafasi, eigentlich eine Industriebrache am Rande der Stadt. Die Wege werden schmäler, der Taxifahrer ist unsicher. Es gibt Häuschen für Male und Container für Sprayer, eine bemerkenswerte Anzahl von Ateliers und Büros, die von Künstlern besetzt sind. Unter einer Dachkonstruktion versammeln sich professionelle Tänzer, aus den Boxen erklingen Elektro-Grooves mit afrikanischen Rythmen.

»Wenn Masken mit einem europäischen Museum in Berührung gekommen sind, haben sie nach traditioneller Überzeugung ihre Kraft verloren, sie sind nutzlose Wegwerfartikel. Wir denken darüber nach, was aus den Masken werden kann und wie man ihre Spiritualität wieder zum Leben erweckt«, erklärt die Deutsche Gita Herrmann, die darüber eine wissenschaftliche Arbeit schreibt und gleichberechtigt mit dem tansanischen Choreografen Isack Peter Abeneko und dem Fotografen Nicholas Calvin zusammenarbeitet. Nächstes Jahr ist Premiere – vielleicht sogar im Humboldt Forum. Die Poster mit den nagelbeschlagenen, düsteren, Furcht einflößenden Masken hängen schon an den Bürotüren im alternativen Kulturzentrum Nafasi.

Mit einigen erstaunlichen Erkenntnissen können die drei bereits aufwarten: Viele der Anführer, auf die die deutschen Kolonialherren stießen, waren Frauen. Für sie gab es spezielle weibliche Masken. Doch als die Deutschen kamen, wurden diese Masken verbrannt, denn eine Herrschaft afrikanischer Frauen konnten sich die Kolonialisten nicht vorstellen. So verschwanden die Spuren dieses afrikanischen Matriarchats – und werden erst jetzt wiederentdeckt.

Außenminister Heiko Maas hat kürzlich Tansania besucht. Er werde helfen, die sogenannten *human remains* nach Tansania zurückzubringen, die Skelette der getöteten, gequälten und verschleppten Afrikaner, die zu Forschungszwecken nach Berlin gebracht worden waren. Was die Rückgabe von Kunstwerken angehe, müsse er sich bedeckt halten, sagte Maas. Dafür hat das Außenministerium etwas anderes zugesagt: Mittel für die Sanierung und Instandhaltung der deutschen Kolonialbauten in Tansania, die dringend nötig seien.